

Adolfine Mück, Jg. 1914, aus Milbes/Kreis Bärn, Nordsudetenland

Eines Tages im Oktober 1946 kam ein Aushang, dass am nächsten Morgen, früh um 5 Uhr, alle mit 50 kg Gepäck zur Aussiedlung bereitstehen müssten. Viele hatten gar kein Gepäck mehr. Russische Dreitonner kamen zur Abholung der deutschen Bevölkerung – wir wurden ins 17 km entfernte Holzbarackenlager Bärn gebracht. Trotz Schnee und Kälte waren die Baracken ungeheizt und wir mussten auf dem blanken Boden liegen. Einmal täglich gab es Rübensuppe. ...

Nach einigen Wochen im Lager wurden wir zu Fuß zur Bahnstation Bärn-Angersdorf getrieben. Das Gepäck musste die ganze Strecke getragen werden – am Wegrand lag schon viel weggeworfenes Gepäck von vorherigen Kolonnen – so z. B. wenn kleine Kinder getragen werden mussten. Der Zug hatte Viehwaggons und es mussten immer mindestens 30 Personen mit ihrem Gepäck, von dem aber nicht mehr viel da war, in einem Waggon unterkommen. ... Der Zug wurde zuplombiert, und am nächsten Tag war die Abfahrt. Nach vier Tagen Fahrt (mit vielen Aufenthalten unterwegs) kamen wir in Furth im Wald an. Zur Begrüßung gab es Rübensuppe. Einen Tag später, an einem Sonntagmorgen um 9 Uhr war die Ankunft auf dem Güterbahnhof in Gmünd.

Nach langem Palaver wurden wir ausgeladen in der Parler-Turnhalle untergebracht. Der Lagerverwalter begrüßte uns mit einer große Rede: „Wir werden euch den Brotkorb höher hängen ... früher haben wir solche wie euch mit der Musikkapelle abgeholt, aber heute haben wir genügend von euch ... ihr hättet doch nicht davonlaufen brauchen.“

Die Unterbringung erfolgte getrennt nach Männern und Frauen in den Klassenzimmern des Parler-Gymnasiums. In unserem Raum war die Pfarrersköchin Ida maßgebend – und gleich am ersten Abend vergaß sie, das Brot abzuholen. Wir haben an dem Tag denn nichts mehr gekriegt. 5 Personen erhielten pro Tag ein Kilo Brot. Das Essen im Lager war sehr schlecht, man konnte es nur mit viel Hunger essen. Meist gab es Lauchsuppe mit fingerlangen Stücken von ungewaschenem Lauch, so dass beim Essen der Sand zwischen den Zähnen knirschte. Mehrfach wurden im Hof des Gymnasiums Impfungen durchgeführt. Ich habe mir zwar immer den Stempel geben lassen, bin aber nie hingegangen und bin trotzdem nicht krank geworden. Viele Leute haben vom Impfen große Beulen bekommen, weil sie unzureichend ernährt waren. Dann wurden Schreibkräfte gesucht. Ich wollte einfach nicht mehr und habe mich deshalb auch nicht gemeldet, aber die Pfarrersköchin hat mich benannt. Oben im Parler saßen dann eine frühere Lehrerin und ich. Tagelang haben wir auf Papier, das schlecht in die Schreibmaschine ging, Personalkarteien ausgefüllt (Namen, Geburtsdaten, Familienstand usw.) Dazu hatten wir nicht einmal Durchschlagpapier und mussten die Karten mehrfach abtippen. Nach Fertigstellung der Listen erfolgte die Einweisung der Familien. Als Belohnung für die Schreibtätigkeit durften wir uns einen Ort auswählen. Trotz des Ausgehverbots im Lager hatten wir die umliegenden Dörfer erkundet und als die Leute in die Kreisgemeinden eingewiesen werden sollten – Gmünd war schon voll belegt – wählten wir einen Ort in Stadtnähe: Hussenhofen, das damals zur Gemeinde Herlikofen gehörte.

Circa im November 1946 wurden wir – etwa 40 Leute – morgens um 7 auf LKWs vom Lager in der Parler-Turnhalle nach Herlikofen gefahren und dort vom Bürgermeister nach Hussenhofen geschickt. Bei der alten Kirche hat man uns abgeladen – und abends sind wir immer noch dort gestanden. Der Mesner verwehrte uns den Eintritt in die Kirche, ein Hussenhofener stellte sich in seine Haustür mit den Worten: „Mir kommt koi Flüchtling ins Haus“. Man wies uns schließlich ins Lehrmittelzimmer der Schule ein. Dort saßen wir auf unserem Gepäck, zwischen ausgestopften Vie-

chern, Landkarten, einem Skelett und was da alles so rumsteht. Der Lehrer S. sagte uns: „Ich würde euch schon in die Schule hereinlassen, aber ich kriege euch nicht mehr hinaus.“ Am nächsten Morgen wurden die Familien durch den Anwalt des Wohnungsamtes mehr schlecht als recht bei den Einheimischen untergebracht. Wir vier Personen (ich mit meinem Sohn und meinen Eltern) sind im Lernmittelzimmer verblieben. Dort hatten wir zwar einen Ofen, aber kein Heizmaterial. Die meisten Vertriebenen wurden auch gleich zur Arbeit – meist als Mägde – eingeteilt. Ich hatte mich wieder bei der Post beworben, erhielt aber eine Absage, da zu viele eigene Ausgebildete vorhanden waren. Ich wurde in die Privatwirtschaft verwiesen. Schon vom Lager aus hatte ich Arbeit als Buchhalterin in einem Baugeschäft gefunden und dort blieb ich bis zur Währungsreform. Von 1946 bis 1948 hatte ich keinen Tag Urlaub. Als ich am Tag vor der Währungsreform auf meinem klapprigen Fahrrad heim kam, kam mir die Chefin in ihrem Auto nachgefahren, wollte mir den Lohn für die Junitage noch auszahlen und sagte, ab morgen brauche ich nicht mehr zu kommen. Die Tochter würde das Büro führen. Ich bin trotzdem hingegangen und habe meine Forderung gestellt: nach rechtmäßiger und fristgerechter Kündigung und nach Anerkennung des zustehenden Urlaubs. Wir haben uns dann gütlich geeinigt.

Auf dem Heimweg von dieser Auseinandersetzung lernte ich einen Herrn kennen, der gerade eine Autopanne hatte. Es war dies der Fabrikant Nubert. Er stellte mich ein und so ging meine Arbeit ohne einen Tag Unterbrechung gleich weiter. Nach 6 Wochen kam meine ehemalige Chefin und klagte mir ihr Leid, dass es im Betrieb drunter und drüber gehe, die Tochter sei mit der Buchhaltung überfordert und ich solle doch wieder zurückkommen. Das lehnte ich aber ab.

Ich erhielt Nachricht von meinem Mann, dass er in englischer Kriegsgefangenschaft in Dachau sei und entlassen werden könne, sobald ich eine Wohnung nachweisen könne. Aber der Bürgermeister wie auch das Wohnungsamt verweigerten mir diese Bescheinigung. Mein Mann kam dann trotzdem frei. Nacheinander kamen auch mein Bruder und mein Schwager aus russischer Kriegsgefangenschaft zu uns, aber wir konnten sie nicht unterbringen. Später kamen wir in ein Häuschen beim Bahnhof. Dort hatten wir zwar ein Zimmer für uns, aber nicht einmal Wasser. Die einheimischen Hausbewohner hatten Hunde, so dass mein Mann und mein Sohn allein gar nicht ins Haus kamen, ich musste da immer mitgehen.

1951 äußerte ich gegenüber dem Bürgermeister Bauabsichten, wenn er mir schon keine Wohnung zuweisen könne. Ich war sehr überrascht, dass er mir ohne Zögern eine Parzelle zuwies: „Aber die ist noch nicht vermessen.“ Da ging ich zum Vermessungsrat Lang. Der war gerade eine Woche verheiratet. Ich erzählte seiner Frau mein Schicksal und bat sie um ihre Hilfe. Als er mittags heimkam, musste ich gar nicht viel sagen, sie erzählte ihm alles. Herr Lang forderte mich auf, am kommenden Donnerstag Grenzsteine und ein Vermessungsgerät mitzubringen und ihn auf der Parzelle zu erwarten. Nachdem er 4 von 5 Grenzsteinen gesetzt hatte, kam der Bürgermeister und wollte eingreifen. Herr Lang ließ sich aber nicht abhalten und setzte mir den letzten Stein. Der Bürgermeister schimpfte, dass andere Jahre auf die Vermessung warten müssten. „Das wollte ich eben vermeiden, so lange habe ich nicht Zeit.“ Vom Kreisbaumeister, den ich noch von meiner Arbeit in der Baufirma her persönlich kannte, ließ ich mir für 129.- DM einen Bauplan sofort genehmigen und brachte ihn persönlich beim Herlikofer Bürgermeister vorbei. Es presste uns, denn mein Mann wollte am 1. Mai mit dem Ausheben der Baugrube beginnen. Nun stand mir noch ein Besuch beim Landrat wegen der Bezugsbewilligungen für das Baumaterial bevor. Ich besaß ein besseres Kleid, das ich bei solchen Besuchen immer trug. Als ich zum Landrat wollte, regnete es fürchterlich und ich stand tiefend nass im Vorzimmer. Die ältere Sekretärin wollte mich nicht verlassen: „Der Herr Landrat hat

Parkettfußboden im Zimmer.“ So redete ich sehr laut mir ihr, damit er mich hören sollte. Tatsächlich kam er schon nach kurzer Zeit aus dem Zimmer, um nach dem Grund des Lärms zu sehen. Da ich auch ihn schon persönlich kannte, bat er mich in sein Zimmer und ich bekam die nötigen Bezugsscheine. Vom Landrat aus ging ich zur Kreissparkasse. Dort saß eine frühere Mitbürgerin aus der alten Heimat. Bei ihr erkundigte ich mich nach dem für Kredite zuständigen Herrn – die Zinsen lagen damals bei 10%. Der Direktor fragte mich, ob ich nicht besser zum Arzt gehen sollte – er hielt mich für verrückt. Ich sagte ihm: „Ich habe hier schon viele Kriegsruinen gesehen, aber noch keine Bauruine eines Sudetendeutschen, der nicht in sein Haus hätte einziehen können.“ Den Kredit bekam ich dann auch.

Das Haus haben wir, mein Mann und ich, gemeinsam gebaut, hier ist keine Schaufel Mörtel, die wir nicht selbst hergeschleppt haben. Im Herbst 1951 sind wir ins eigene Haus eingezogen – zuerst nur in einige Zimmer, aber es ging. Als das Haus dann fertig war, haben wir es durch die Kommission abnehmen lassen – und da hat uns der Bürgermeister 4 Personen, die eine Wohnung suchten, angewiesen! Aber mein Schwager hat dann auch gebaut und diese Leute als Mieter in sein neues Haus übernommen.